

Hans-Joachim Löwer

# Die Welt zu Füßen

Touren mit 18 berühmten Bergführern

RAETIA



## **„Bergsteiger soll man sehen können, aber nicht hören.“**

Auf der Zugspitze faszinieren sogenannte Elmsfeuer, Stromflüsse zwischen Erde und Wolken, die sich in gespenstischen Büscheln an Felsspitzen und am Gipfelkreuz entladen. Da summt, braust und knistert die Luft, und den Menschen stehen im wahrsten Sinne des Wortes die Haare zu Berge. Und wenn ein Föhnsturm hier über die Grate jagt, wirken die Wände wie Stauflächen und das Höllental unten wie eine riesige Saugdüse. Solche Fallwinde, die durch Luftdruckunterschiede zwischen der Alpensüd- und Alpennordseite entstehen, haben eine geradezu biblische Wucht. 1884 wurden in Garmisch fast sämtliche Hausdächer abgedeckt, 1925 die 70 Zentimeter dicke Eisschicht des Eibsees binnen weniger Stunden eingedrückt, 1985 zu Füßen des Waxensteins sämtliche Bäume wegrasiert.

Wir nähern uns der Irmerscharte. Sie liegt auf 2.660 Meter Höhe, knapp 300 Meter unterhalb des höchsten Punktes. „Schau nicht direkt nach unten“, sagt Dengg. „Lass deine Augen langsam die Wände entlanggleiten. So kriegst du keinen Schock und keinen Schwindelanfall.“ Doch was ich sehe, ist schwindelerregend schön. Da drüben links der zackige Jubiläumsgrat, er läuft direkt auf unsere Route zu. Da oben rechts der Riffelkamm, in wenigen Minuten werden wir an seiner scharfen Kante stehen. Wie zwei mächtige Arme scheinen die Grate den Raum zu umfassen. Tief unter uns schimmert der Gletscher, den wir durchstiegen haben, ein weißer Lichtpunkt in einem düsteren Kessel. Und drüben, auf der Nordseite weit unten, der einsame Eibsee, wie ein großes, blaues Auge in die Landschaft vertieft. Das Höllental ist ein gigantisches Hufeisen, nach Osten hin offen, im Westen vom Zugspitzmassiv gekrönt, diesem mächtigen, deutsch-österreichischen Bollwerk hoch über der Loisach. Aus Wolkenschwaden, die um den 2.962 Meter hohen Berg ziehen, taucht, einer Verheißung ähnlich, das Gipfelkreuz auf.

„Lass uns eine letzte Trinkrast machen“, sagt Dengg. „Wir haben immer noch ein Stück Arbeit vor uns. Wir müssen durch die Rinne da drüben, dort ist Eis. Und Leute am Gipfel lösen oft Steinschlag aus. Hier müssen wir wirklich die Helme aufsetzen.“

## **„Schau nicht direkt nach unten. Lass deine Augen langsam die Wände entlanggleiten.“**

Aus einem Wolkenfetzen rechts von uns taucht eine anthrazitfarbene Gedenktafel auf. Ich bin zu weit weg, um die eingravierten Namen lesen zu können. Dann zieht die Wolke den

Vorhang wieder zu. „Hier sind ein Mann und eine Frau umgekommen“, sagt Dengg. „Sie gehörten zu einer neunköpfigen Gruppe, die damals in ein Unwetter geriet.“

Es war der 5. September 1998. Die Wetterdienste hatten für diesen Tag ein aufziehendes Tief und einen Temperatursturz vorhergesagt. Mitglieder der Sektion Stuttgart des Deutschen Alpenvereins, betreut von einem Tourenleiter, brachen trotzdem morgens um halb sechs von der Höllentalangerhütte auf. Vergebens warnten die Hüttenwirte sie vor dem Weg nach oben. Die Gäste hatten sich wochenlang darauf gefreut, sie waren eigens dafür angereist, nun waren sie taub für jeden Rat, der das Ende der Tour bedeutet hätte. Statt die Verantwortung abzulehnen, ließ ihr Führer sich von ihnen breitschlagen – so nahm das Verhängnis seinen Lauf. Um acht Uhr morgens begann es schon zu regnen. Da wäre immer noch Zeit gewesen, umzukehren oder über die Riffelscharte zum Eibsee abzustiegen. Stattdessen ging die Gruppe weiter, und bald wurde aus den Regentropfen Schnee. Nachmittags kurz vor vier klingelte bei der Bergwacht in Garmisch das Telefon, vier Retter und ein Arzt fuhren mit der Seilbahn zum Gipfel hoch. Der Schneesturm, in den die Bergsteiger geraten waren, hatte die Gruppe auseinandergerissen. Sieben schafften es mit letzter Kraft, den Gipfel zu erreichen. Der 66-jährige Karl Schöll brach an der Irmerscharte erschöpft zusammen, die 55-jährige Brigitte Lay 150 Meter weiter oben. Der Tourenleiter, der bei dem am Fels kauern den Mann blieb, erlitt selber Erfrierungen und einen Schock. Ein alarmierter Mitarbeiter des Münchner Hauses stieg mit einer Decke zu ihnen hinab. Da aber war Schöll schon erfroren und die Frau nicht mehr ansprechbar. In der Klinik, in die die Retter sie brachten, war auch sie nicht mehr zu retten.

Dengg hat, wie jeder Bergführer, Situationen erlebt, in denen er unter dem Erwartungsdruck des Gastes steht. Es ist nicht leicht, ihm seinen Traum zu zerstören, für dessen Erfüllung er womöglich lange trainiert, viel Zeit und Geld ausgegeben hat. „Die Berge sind ja wunderschön“, sagt Dengg. „Aber sie sind mir keinen einzigen Finger wert – geschweige denn mehr.“ Wenn Leib und Leben in Gefahr seien, habe er das Recht, ja sogar die Pflicht, so eine Tour zu verweigern.

**„Gut, dass nicht für jeden Toten hier ein Kreuz aufgestellt werden darf. Wir hätten sonst einen Weg mit vielen Kreuzen.“**

Wir wenden uns ab von der Gedenktafel und setzen unseren Weg fort. „Gut, dass nicht für jeden Toten hier ein Kreuz aufgestellt werden darf“, sagt der Führer. „Wir hätten sonst einen Weg mit vielen Kreuzen.“

Das Drama, das er da erzählt hat, hat ihn doch ein wenig aufgewühlt. So hat er eine Schwachstelle im Drahtseil übersehen, dort ragen spitze Stahlstränge heraus. Prompt reißt er sich den linken Zeigefinger blutig. Rote Tropfen rinnen über Fels und Schnee, und er muss sich ein Pflaster schneiden, um die Wunde zu verschließen. Oben am Gipfel hängen Trauben von Menschen, die einen sind mit der Seil-, die anderen mit der Zahnradbahn hochgefahren. Sie starren zu uns herab, die wir in der Eisrinne hängen, und wundern sich wohl, was dieser Mann da schnippelt. „Bald“, sagt Dengg lächelnd und zieht das Pflaster fest, „wird es nicht mehr einsam um uns sein.“

Nun müssen doch noch mal die Karabiner her. Der Schnee, der sich in der Rinne sammelt, ist morgens der Sonne ausgesetzt und wird von ihr aufgeweicht. Ein paar Stunden später aber liegt er im Schatten, dann macht die kalte Luft ihn wieder hart. Hier oben ist es 15 Grad kühler als drunten am Ausgang des Höllentals. Es gibt immer wieder Leute, die sich dessen nicht bewusst sind. Daher kreist hier so oft der Rettungshubschrauber.

Auf Eis hat der Schuh keinen Halt. Wir finden nur mit Mühe einen sicheren Tritt, an Stellen, wo ein Stück Fels herausragt. Es ist die letzte große Herausforderung, und wir haben ein interessiertes Publikum. Die Zugspitze macht man wirklich nicht des Gipfels wegen, der ist zugebaut mit Liften und Bahnen, Hallen und Treppen – eben mit der ganzen Infrastruktur, die ein Ausflugsziel für Massen braucht. Bei der Zugspitze ist der Weg das alleinige Ziel. Ihn zu gehen, ist eine Ehre, ein Genuss, ein Privileg. Aber keine Eroberung, kein Sieg, kein Triumph, wie es so oft in alpinistischen Berichten heißt. Nirgendwo ist das Vokabular des Militärs so deplatziert wie in den Bergen. Das sehe ich wirklich genauso wie Sepp Dengg.

## **„Wir bezwingen nicht die Berge – wir besuchen sie.“**

„Wir bezwingen nicht die Berge“, lautet für heute sein letzter Spruch. „Wir besuchen sie.“

Eigentlich, so fügt er hinzu, müsse sein Beruf ja nicht Berg-, sondern Menschenführer heißen. Am Berg lernen Menschen, Rücksicht aufeinander zu nehmen, miteinander zu harmonieren, einander zu helfen angesichts der gemeinsam erlebten Gefahr. Als wir oben stehen und die sechs und drei viertel Stunden Aufstieg mit unseren Augen Revue passieren lassen, erzählt Dengg von einem Ehepaar, mit dem er denkwürdige Stunden erlebte.

Der Mann, sagt er, habe stets den Macho gespielt, ein Fußballer, der seine Muskeln zeigen wollte. Die Frau sei immer die Ängstliche gewesen, habe sich nichts zugetraut, und ihr

Mann habe sie nur zu gern darin noch bestärkt. Sepp Dengg sollte sie auf einen Gipfel bringen, es war die Partenkirchener Dreitorspitze, ein für Anfänger sicher nicht einfacher Weg. Dengg führte sie langsam, vorsichtig, sanft an die ersten schwierigen Stellen heran. „Das Klettern muss an der Grasnarbe beginnen“, sagt er. „Leicht und spielerisch muss es sein – nur dann kann es funktionieren.“

Zu der Frau sagte Dengg: „Du kannst das schon.“ Da traute ihr endlich mal einer was zu, und so spürte sie zum ersten Mal, welche Talente in ihr schlummerten. Immer stärker, immer frecher stieg sie die Felsen hoch. Nun bekam der Mann das Flattern, wollte nicht weiter und sah erstaunt, wie seine Frau ihm davonzog. „Sie hat es sicher ein ganzes Stück auskosten“, erinnert sich der Führer.

Dengg hätte die Frau zum Triumph führen können und den Mann in die endgültige Niederlage. Stattdessen aber schlug er vor, den Gipfel auf das nächste Jahr zu verschieben. Beide kamen wieder, und nun schafften sie es beide. Dengg hatte sich entschieden, zwei Personen glücklich zu machen statt nur eine.

„Ich bin einfach froh, wenn ich Menschen weiterhelfen kann“, sagt er. „Es kommt am Berg nicht nur auf die fachlichen, sondern auch auf die menschlichen Fähigkeiten an.“

Wir tauchen ein in das Gewühl der Leute, die mit der Bahn hier hochgekommen sind. Setzen uns vor dem Münchner Haus zu einer Gruppe aus Köln und einer Chinesin, die am nächsten Tag weiter zum Gardasee will. Und Dengg erzählt die Geschichte, die ihn in seinen 46 Bergführerjahren am meisten bewegt hat. Da war Julian, ein fünfjähriger Junge, nahezu halbseitig gelähmt. Er kam mit einer Behindertengruppe zu einer organisierten Kletterwoche ins Wettersteingebirge. Dengg zeigte Julian, was der trotz seiner Handicaps alles konnte. Am Ende der Woche verabschiedete sich der Junge mit einem Satz, bei dem es Dengg heiß und kalt über den Rücken lief. Ein Fünfjähriger brachte auf den Punkt, was einen Mittsiebziger seit einem halben Jahrhundert in die Berge treibt.

Julian sagte zu Sepp beim Abschied: „Vielen, vielen Dank! Du hast mir nicht nur beim Klettern weitergeholfen.“



Alexis Mallon, Jahrgang 1970, Bergführer seit 1996